

Irma Krauß
Ein Versteck im Himmel





DIE AUTORIN

Irma Krauß, 1949 geboren, lebt in der Nähe von Augsburg. Nach dem Pädagogikstudium arbeitete sie zunächst als Lehrerin an einer Grund- und Hauptschule. Als ihre drei Kinder größer wurden, begann sie zu schreiben. Seit-her hat sie zahlreiche Kinder- und Jugendbücher veröffentlicht. 1998 wurde Irma Krauß mit dem »Peter-Härtling-Preis« für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichnet.

In »Ein Versteck im Himmel« erzählt Irma Krauß die Geschichte des jüdi-schen Jungen Jascha, der vom Türmer einer deutschen Kleinstadt drei Jahre lang vor den Nazis versteckt wird. Jascha geht nach Amerika und kehrt fünfzig Jahre später auf den Turm zu-rück. Wer ihn als Türmer erleben möch-te, sei verwiesen auf Irma Krauß' Jugendroman »Das Wolkenzimmer«, der von der Presse als »bravourös« und »meisterlich« bezeichnet wurde.

Von Irma Krauß sind bei cbj und cbt bereits erschienen:

Wir sind die Klasse 1 (27074)

Das Wolkenzimmer (30578)

Glücksgift (16071)

Irma Krauß

Ein Versteck im Himmel





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Erstmals als cbj Taschenbuch Mai 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2011 cbj Verlag, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: init, Büro für Gestaltung,
Bielefeld
SK · Herstellung: CZ
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Pößneck
ISBN: 978-3-570-22237-9
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Ein Wort voraus

Das Buch, das du in der Hand hältst, erzählt dir von Jascha, der in einer bösen Zeit geboren wurde und beinahe nicht überlebt hätte.

Zwölf Jahre dauerte die Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten unter Adolf Hitler, von 1933 bis 1945; kurz davor war Jascha zur Welt gekommen. Er hatte jüdische Eltern. Ein Hauptziel der Nazis war es, alle Juden aus Deutschland zu vertreiben und die, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, auszurotten. Dem Vernichtungsplan fielen 6 Millionen Menschen zum Opfer. Was die Nazis getan haben, nennt man Völkermord. Völkermord gehört zu den schlimmsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte.

Juden sind normale Menschen wie du und ich. Es ist nicht erklärbar, warum die Nazis sie hassten und verfolgten.

Auch Jascha war ein ganz normaler Junge, der aber nicht normal leben durfte, sondern sich verstecken musste. Ein Deutscher hat ihm dabei geholfen, der Turmwächter des Kirchturms, auf den Jascha sich rettete. Der Mann heißt im Buch der Einarmige, weil er nur einen Arm hat, den anderen hat man ihm im Ersten Weltkrieg weggeschossen.

Als Jascha auf den Turm rennt, sind wir mitten im Zweiten Weltkrieg, im Jahr 1942. Der Türmer riskiert zu jeder Stunde bei Tag und Nacht sein eigenes Leben, indem er den Jungen

versteckt. Was er tut, gehört zum Besten, wozu Menschen fähig sind.

Während du Jaschas Fluchtgeschichte liest, willst du vielleicht manches genauer wissen. Blättere dann zum Ende des Buches, dort findest du eine Zeittafel, und es werden dir auch die Wörter erklärt, die im Text ein * haben.

Inhaltsverzeichnis

April 1942	Die Flucht 9 Suche nach einem Versteck 14 Gerettet 24 Allein 30 Fliegeralarm 34
Mai 1942	Klettern 42 Im Kamin 46 Jascha Rosen 55 Das Fluchtloch 59 Die Spindel 65
Juli 1942	Das Flugblatt 73
August 1942	Der Kummer des Einarmigen 78
Herbst 1942	Männersachen 89
Winter 1942/43	Durchhalten 91
Juli 1943	Beschnitten 96
Winter 1943/44	Ein Stück Rauchspeck 103

Januar 1944	Das tausendjährige Reich	110
Juni 1944 bis Herbst 1944	Aufregende Neuigkeit	115
Weihnachten 1944	Wenn Buchstaben lügen	118
Februar und März 1945	Bomben	124
April 1945	Das Ende	133
Juli 2002	Die Rückkehr	136
Wörterklärungen		147
Zeittafel		155

April 1942

Die Flucht

Der Junge hat sich in einer einzigen blitzschnellen Bewegung aus dem Menschenzug gelöst. Ein überraschter Schrei, ein Befehl, bellende Rufe. Jascha lässt sein Bündel fallen und gewinnt eine Gasse, eine Toreinfahrt, einen Hinterhof, eine Kellerluke mit losem Laden, vor dem ein Sandsack* liegt. Den zieht er von innen so gut heran, wie es nur geht, dann springt er hinunter und rollt über Kartoffeln.

Es riecht nicht mehr erdig wie im Herbst, als er schon einmal weggelaufen war, als aber keine Schreie hinter ihm gellten und keine Stiefel über den Hof knallten, es riecht modrig, und die Kartoffeln sind faltig, wie immer im Frühjahr, wenn die Schale nicht mehr schmeckt, man sie aber trotzdem isst.

Jascha findet mit Augen, die die Dunkelheit kennen, eine Tür, einen Riegel, feuchtkalte Ziegelstufen – und fährt zurück, denn oben, an der Falltür, ist schon jemand. Oder täuscht er sich?

Der Kohlenkeller geht nach einer anderen Seite, er ist so gut wie leer. Auf einer Kiste reicht Jascha zur Fensterluke hinauf. Er schiebt mit dem Laden den Sandsack so weit weg, dass ein Spalt entsteht, durch den er sich hinauswinden kann. Er ist jetzt in einer neuen Gasse.

Das Gebrüll kommt näher. Er huscht um eine Ecke. Um eine

weitere. Eine Frau weicht in ihren Hauseingang zurück, die Hand vor dem Mund.

Die Gassen sind noch leer, so früh am Morgen, vielleicht aber auch wegen des Gebrülls. Nur aus einem Fenster schreit einer: »Was ist denn los?«

In einer Quergasse schneidet man Jascha den Weg ab. Er dreht schneller um, als sie zielen können, hinter ihm peitscht ein Schuss und trifft die Hauswand, doch er ist schon um die Ecke. Er kommt dort heraus, wo er sicher nicht hingewollt hat: am Marktplatz, rennt auf der Turmseite um die Kirche, erschrickt vor der Weite des Platzes und zieht sich in den Schutz des dunklen Vordachs zurück. Die Turmtür – er wirft sich dagegen und hängt sich an die Klinke – gibt nach, sie ist offen. Aber nur für den Moment, den er braucht, um sich hineinzuzuquetschen und sie zuzudrücken. Er zerrt den Holzkeil, der ihn schon einmal gerettet hat, aus der Manteltasche. Ein Holzkeil, im rechten Moment unter eine Tür gestoßen, kann Wunder tun.

Jascha fliegt die Treppe hinauf und hält einmal keuchend inne, um durch ein staubblindes Fenster festzustellen, dass sie die Tür probiert haben und sie für verschlossen halten, denn sie rennen nun über den Platz.

Sein Atem pfeift. Er presst die Hände auf die Brust.

Immerhin hat er Zeit gewonnen, vielleicht ein paar Minuten, vielleicht mehr. Hinaus kann er jetzt nicht. Also gibt es nur eine Richtung.

Jascha schnürt die Schuhe auf, zieht sie aus und nimmt sie in die Hand. Oben ist der Einarmige, den er aus der Ferne kennt, vom Hinaufschauen, der könnte ihn mit seiner einen Hand am Kragen packen und hinunterwerfen, dann wäre die

Flucht umsonst gewesen. Umsonst auf andere Weise als beim ersten Mal; beim ersten Mal ist er nach zwei Tagen freiwillig zurückgekehrt, um nicht zu verhungern. Und weil es Winter wurde. Keiner wollte ihn dafür von einem Turm werfen, doch gefreut hat sich auch niemand. Gefreut hat man sich nur, wenn er etwas Essbares von seinen nächtlichen Streifzügen mitbrachte.

Auf dem Turm war Jascha noch nie. Er hat immer nur von unten hinaufgeschaut, aus dem schadhaften Dach des Hauses, in dem er geduldet war. Die Turmuhr hat alle Viertelstunden seines Lebens geschlagen. Fünfunddreißigtausend Viertelstunden im Jahr. Fast dreihundertfünfzigtausend in knapp zehn Lebensjahren. Rechnen ist ein guter Zeitvertreib, wenn man nicht darf, was andere dürfen: in die Schule gehen. Oder draußen Fangen und Verstecken spielen.

Ding-ding macht die helle Viertelstundenglocke. Als sie zuletzt anschlug, folgte ihr die tiefe Stundenglocke mit sechs schweren Schlägen: Dong. Dong. Dong. Dong. Dong. Dong. Vorhin, als sie das Haus verließen und er in seinem Mantel in den kalten Aprilmorgen hinausging. Den Mantel hat er bereits angehabt, in ihm hat er geschlafen, denn es gibt schon lange keine Kohlen mehr im Haus, und der Frühling hat noch nicht die Kraft, die Wände zu erwärmen.

Jascha folgt lautlos den Windungen der Steinstufen, die sich nach oben schrauben. Er ist überhaupt noch nie auf einem Turm gewesen. Er weiß nicht, wie ein Turm innen aussieht, das Lexikon zeigt Türme nur von außen. Dass da plötzlich eine Tür in der Wand ist, auf der Kirchenseite – es muss von da in die Kirche gehen!

Die Kirche ist riesig und hat Türen, die nach draußen führen, da kann er versuchen ...

Aber es ist abgeschlossen. Ihm bleibt wirklich nur der Weg nach oben.

Die Steinstufen winden sich um eine Mitte herum, laufen höher und höher und hören plötzlich auf. Der Turm wird breiter, der Boden ist jetzt aus Holz, der Turm ist plötzlich sehr breit, mit einem tiefen Schacht in der Mitte. Und mit Holztreppe, die sich nach oben verlieren. Treppen über Treppen über Treppen, im Geviert die ganze dicke Turmmauer hinauf, sodass man schwindlig wird, wenn man den Kopf in den Nacken legt.

Jascha steht da und staunt: Er allein in diesem Riesenturm und nur oben, ganz oben, der Einarmige.

»So, Bürschchen«, sagt da eine Stimme dicht hinter ihm.

Jascha spürt sein Herz nach unten fahren, schneller, als er imstande ist, einen einzigen Schritt zu tun. Und da ist es schon zu spät, der Einarmige hat ihn in eisernem Griff, er ist aus einer dunklen Türnische getreten, die Jascha einfach übersehen hat.

Er wehrt sich nicht. In beinahe zehn Lebensjahren hat er gelernt, wann es angebracht ist, sich nicht zu widersetzen, wann man besser auf die nächste Chance wartet. Wer bei Fremden lebt, die schon genug eigene Esser haben, lernt – oder geht ein.

»Du weißt, dass ich dich hinunterbringen muss?«, sagt der Einarmige und schiebt mit dem Fuß eine Feuerklatsche* zur Seite.

»Warum?«

»Weil ich sonst dran bin!«

Jascha schüttelt schnell den Kopf. »Mich hat niemand gesehen ...«

»Das glaubst du!« Der Einarmige mustert mit zusammengezogenen Brauen einen Haufen Löschsand* am Boden und die Spuren von Kinderfüßen an seinem Rand. Von da schaut er zur Wendeltreppe, an Jascha vorbei.

»Aber dass sie noch nicht hier sind ... Und dass du überhaupt reingekommen bist! War die Tür nicht abgeschlossen?«

»Sie war offen.«

»Man sollte der Organistin den Schlüssel abnehmen! Du schaust jetzt, dass du hinauskommst.«

»Darf ich noch ein wenig bleiben?«, sagt Jascha. »Nur ein wenig? Bis sie weg sind?«

»Raus mit dir. Ich will nicht für dich sitzen.«

»Aber Sie sind doch immer da ganz oben, Sie haben mich nicht gesehen ...«

»Ich habe euch alle gesehen, ich bin ein Frühaufsteher! Wieso bist du überhaupt weggelaufen?«

»Aua, mein Arm«, sagt Jascha. »Die haben uns abgeholt!«

»Was willst du dann noch hier? Lauf zum Bahnhof, sonst sind deine Leute weg!«

»Ich will nicht! Die schlagen zu, ich hab ihre Augen gesehen, ich weiß, dass die zuschlagen! Und schießen ...«

Der Einarmige sagt nichts. Er stößt Jascha vor sich her, abwärts, abwärts, die ewig gleichen Wendelstufen hinab. Sein Schlüsselbund klirrt.

Unten sieht er etwas: den Keil. Er starrt ihn ungläubig an. Dann tritt er ihn mit dem Schuh los.

»Bürschchen!«, sagt er durch die Zähne. »Du bist ja ein ganz Schlauer. So, und jetzt mach die Tür auf!«

»Aber sie sind auf dem Platz, sie sind überall!«

»Mach die Tür auf!«

Jascha zittert.

»Und die Kirche?«, brüllt jemand draußen.

Eine andere Stimme antwortet: »Alle Türen abgesperrt!«

»Der Turm?«

»Auch zu!«

Stiefelschritte auf dem Pflaster, ganz nah, ein kurzes Hin und Her, alles so nah, gedämpft allein durch eine unversperrte Tür.

Der Einarmige verfolgt es mit geheiztem Blick und ist auf dem Sprung. Als sich die Schritte entfernt haben, lehnt er an der Wand und atmet schwer.

Jascha schaut ihm ins Gesicht, in die Augen, er wagt nicht zu schlucken, denn die Chance ist so gering.

»Verfluchter Judenbengel. Aber nur, bis alles ruhig ist! Und wenn sie dich finden – ich habe dich nicht gesehen!«

Der Einarmige bückt sich und steckt den Keil in die Kitteltasche. »Du bleibst unten, verstanden? Genau hier, hinter der Tür!«

Suche nach einem Versteck

Jascha gehorcht nicht. Er behält die Schuhe in der Hand und huscht wieder nach oben. Auf der schmalen Steintreppe schraubt er sich lautlos hinauf, immer rund und rund, immer weiter weg von der gefährlichen Straße. Ohne aber vergessen

zu können, dass die Tür unversperrt ist und jeder andere genauso heraufkommen kann. Mehrere Etagen über ihm stapft der Einarmige, der darf ihn nicht entdecken.

Als die schützenden Windungen aufhören und der Hauptturm mit den vielen Treppentritten da ist, drückt sich Jascha in die Türnische, aus der heraus der Einarmige nach ihm gegriffen hat. Er sieht, dass der Sand frisch zum Haufen gekehrt wurde und seine Fußspuren verschwunden sind.

Er folgt dem Hinaufsteigen des Mannes mit Augen und Ohren und zählt die Schritte, wie er immer alles zählen muss, was sich zählen lässt. Vier Holzstiegen, vier Wendungen, zwanzig Stufen, einundzwanzig, zehn, zwanzig. Die Schritte treten jetzt schlurfend auf dem Platz.

Jascha horcht angestrengt und kann das neue Geräusch erst einordnen, als sich unter dem Mahlen eines Aufzuggewindes die starke Seile nach oben bewegen, die tief in den Turm hinabreichen und an denen schwere Uhrgewichte hängen, als wäre der Turm selbst eine gewaltige Standuhr. Der Einarmige dreht eine Kurbel – das ist die Gelegenheit, die Tür in der Nische zu probieren. Doch genau wie die andere weiter unten ist auch sie versperrt.

Jascha überwindet die Enttäuschung. Er wartet. Er ist nicht viel schlimmer dran als in den vergangenen vier Jahren. Er ist allein auf sich gestellt, seit er sechs wurde, und das ist schon alles. Das ist in gewisser Weise sogar besser als die Hoffnung, jemand würde sich um ihn kümmern. Dass man ihn jetzt einfangen will, kommt freilich hinzu, aber er wird sich wehren. Hermann, sein Bruder, hat gesagt, keiner ist bisher zurückgekommen, den sie abgeholt haben, pass gut auf, dass sie dich

nicht abholen, versteck dich. Und beschaff dir zu essen, Jascha, das ist wichtig!

Jascha spürt seinen nagenden Hunger. Fröh Morgens hat man ihn aus dem Schlaf gerissen, da war keine Zeit, an Essen zu denken. Am Abend zuvor durfte er auch nur den Topf auskratzen, mehr gab es nicht. Denn Tante Kühn teilte den wässerigen Brei schlecht ein und die anderen wollten von ihrer mageren Ration nichts mehr abgeben.

Jascha ist nachts noch durch ein paar Hinterhöfe gestrichen, hat aber nichts gefunden, außer einen losen Laden hinter einem Sandsack, wo es nach Kartoffelkeller roch. Er wusste nur nicht, ob er da wieder rauskommen würde, es war zu dunkel. Doch vorhin hat es ihm genützt, dass er den losen Laden kannte. Onkel und Tante Kühn, die sind jetzt auf dem Weg zum Bahnhof, mit ihnen Hanni und Else und Adolf und der kleine Sigi, und dass sie vom Brei mehr abkriegten als er, nützt ihnen gar nichts, denn bisher ist keiner zurückgekommen, hat Hermann gesagt. Vater nicht, Mutter nicht, keiner, Jascha.

Das meiste, das Jascha weiß, stammt von Hermann, persönliche Sachen, von Vater und Mutter und den anderen Familien. Hermann hat ihm außerdem Lesen und Schreiben beigebracht, sodass Jascha das Lexikon lesen konnte, das sie ihm heute Morgen aus der Hand stießen. Beinahe hätte er um das Buch gekämpft, das einmal seinem Vater gehört hat. Aber er hat den Gewehrkolben gesehen, auf Augenhöhe, und da hatte er keine Spucke mehr zum Reden.

Wenn er sich nur den ganzen Tag im Turm versteckt halten könnte! Nachts ist es dann bestimmt möglich, ungesehen durch ein Stadttor hinauszuhuschen. Die Stadt ist eine Falle,

hier suchen sie ihn, und keine Tür wird sich für ihn öffnen. Er hat es ja schon einmal probiert, vor dem Winter, als der kleine Sigi geboren war und es noch enger wurde in den zwei Zimmern und Hanni, Else und Adolf wegen jeder Kleinigkeit über ihn herfielen. Aber nicht einmal die Frau, die angeblich die beste Freundin seiner Mutter in der Oberschule war, ließ ihn ein. Er hätte doch eine Familie, die ihn aufgenommen habe, sagte sie, für so einen Kleinen wie ihn sei dort sicherlich Platz.

Sie hat ihm ein Brot zugesteckt. Aber wiederkommen durfte er nicht.

Zu Grete konnte er auch nicht gehen. Schon seit zwei Jahren nicht mehr. Sie war ja Arierin* und war aufgefliegen und verwahrt worden, und danach hat sie kein Essen mehr für ihn unter den Eimer an Tante Kühns Hintertür geschoben, obwohl sie Hermann hoch und heilig versprochen hat, für ihn zu sorgen, weil sie ja einmal sein Kindermädchen war und ihn sehr lieb gehabt hat.

Der Einarmige ist weitergestiegen. Bald hört Jascha nichts mehr als das Knacken im Uhrwerk und den Viertelstundenschlag der Uhr. Die dicken Mauern umstehen ihn fest und undurchdringlich. Beinahe könnte er jetzt vergessen, dass die Turmtür unversperrt ist, beinahe.

Der Gedanke an die Tür treibt ihn weiter die Holzstiegen hinauf, leise, leise, er ist ja so leicht, dass kaum eine Stufe knarrt. Im Uhrenhaus könnte er sich verstecken. Doch es wäre unklug, sich selbst einzuschließen – ein offenes Versteck mit Fluchtmöglichkeit ist besser.

Jascha findet hier und dort einen dunklen Winkel hinter dem Treppengebälk und dann eine tiefe Nische in der Quader-

mauer, so tief und so groß wie die Fensternischen. Sie ist voll gestellt mit altem Baumaterial und endet dort, wo eigentlich Fensterglas sein sollte, mit einer Ziegelmauer. Jascha kriecht probeweise unter das Gerümpel. Es fühlt sich hier besser an als im Uhrenhaus, aber zufrieden ist er noch nicht, er muss weiter.

Er kommt an die Tür, die ins Freie führt, auf den unteren Umgang*, auf dem an Festtagen prächtig gekleidete Bläser in ihre Hörner und Trompeten stoßen und wo man an normalen Werktagen Kinder beobachten kann, die über das Steingeländer spucken und Papierflieger segeln lassen.

Die Tür ist unversperrt. Aber der Umgang nützt ihm nichts, denn dort befindet man sich bereits hoch über der Stadt, unter sich das Kirchendach und weit darunter der freie Platz.

Jascha passt auf, dass er dem Löschsand in der Ecke nicht zu nahe kommt, und klettert die nächste Stiege hinauf. Der Turm hat sich verengt. Es ist kälter geworden, auch luftiger, ein frischer Wind bläst durch die hohen Schallfenster herein. Jascha ist auf Höhe der Glocken, als er zu seinem Schreck den Einarmigen die Treppen herunterkommen hört.

Der Einarmige, der hier so laut gehen kann, wie er will, ist schneller als er, und so nimmt Jascha doch die Tür hinaus, hinter der er sich auf den Boden wirft, um nicht vom Marktplatz aus gesehen zu werden. Er drückt sich an den kalten Stein, hält die Tür fest und wartet, bis der Einarmige vorüber ist.

Jetzt hat er keine Wahl mehr, er muss hinauf, denn unten ist der Mann. Er steigt an den Glocken vorbei, gerade als von der Spitze des Turms die Uhr vier Mal schlägt, ihren hellen Doppelschlag, gefolgt von sieben tiefen Stundenschlägen. Da beginnt vor Jaschas Augen eine Glocke zu schwingen. Es ist

die Morgenglocke, er kennt sie gut, direkt vor ihm holt sie aus und füllt den Turm und die ganze Luft mit ihrem Läuten, so dass Jascha die Hände auf die Ohren pressen muss und beinahe die Schuhe fallen lässt.

Er flüchtet noch höher hinauf. Solange der Einarmige viele Stockwerke unter ihm am Glockenseil zieht, hat er nichts zu befürchten.

Je weiter Jascha hinaufrennt, desto weniger kann er sich vorstellen, dass er den Turm wieder verlassen soll. Wie könnte etwas Winziges wie er den gewaltigen Turm stören, der seit undenklichen Zeiten hoch über die Stadt hinaus in den Himmel ragt und vieles kommen und gehen sah, der auch noch da stehen wird, wenn einmal die Nazis* weg sein werden?

Das hat Hermann gesagt, er hatte es von den Erwachsenen, die nicht ausreisen konnten oder wollten: Einmal werden die Nazis weg sein, wir müssen nur so lange aushalten und uns ducken und still sein; wir machen uns unsichtbar, dann tun sie uns nichts, und du, Jascha, hat Hermann gesagt, bleibst schön im Haus, wenn ich draußen bin, ich kann dich leicht mitversorgen.

Mitversorgen, hat Hermann gesagt und ist dann doch ausgewandert, weil er da schon vierzehn war und die anderen ihn mitgenommen haben, und zu Jascha, den sie nicht wollten, hat er gesagt, du wartest bei Onkel Kühn, bis ich dich hole, Tante Kühn hat selbst ein paar kleine Kinder, da fällst du nicht auf, und sobald ich kann, hole ich dich.

Aber Hermann ist nicht wiedergekommen. Er hat Briefe geschrieben, auch solche mit Adressen, die aber gar nichts nützten, denn zum Auswandern brauchte man Geld, und Onkel

Kühn hatte keines, und bei Hermanns letztem Brief war das Auswandern dann sowieso plötzlich verboten.

Die Adressen hat Jascha alle auswendig gelernt. Damit er seinen Bruder finden kann, wenn er sich lange genug unsichtbar gemacht hat und sich nicht hat abholen lassen und wenn die Nazis einmal weg sind und man hingehen kann, wohin man will.

Denn das konnte man einmal: gehen oder fahren, wohin man wollte. Das war, bevor es die Nazis gab; Onkel Kühn hat es manchmal erzählt, aber Jascha kann es sich nicht vorstellen, denn die Nazis gibt es, seit er denken kann.

Sich unsichtbar machen, ist schwer, aber immer noch leichter als Essen finden, Hermann hat ja keine Ahnung! Denn nun, wo man den gelben Stern auf dem Mantel hat, kann man nicht einfach irgendwo mithelfen und kriegt dann ein Schmalzbrot.

Ein Schmalzbrot ist das Beste vom Besten. Auch wenn sie es, als Großmutter noch lebte, heimlich essen mussten, denn Schmalz ist nicht koscher*, Schmalz kommt vom Schwein. Hermann kriegte es, weil man seine Hilfe hier und dort gebrauchen konnte. Weil Jascha aber klein ist und auch noch den Stern* auf dem Mantel hat, kann er sich nirgendwo nützlich machen, und ein Schmalzbrot gab es also seit Hermann nicht mehr.

Auf jeder Etage liegt Löschsand, wie zu Hause auch, das ist Vorschrift, und der Stadtpolizist Steidle sagt: Brennt ein Judenhäus*, so kann es die ganze Stadt abfackeln. Wenn der Turm brennt, denkt Jascha, wird er selbst zur Fackel, denn innen ist er ja ganz aus Holz. Zu einem steinernen Flammenrohr müsste er werden.

In der Türmerstube ist es warm, der Einarmige hat den Ofen geheizt. Es ist so freundlich und hell hier, dass es Jascha wie mit geheimer Kraft hineinzieht. Eine braunfleckige Kanne steht in einer Kaffeepfütze auf dem Tisch, ein halber Laib Brot liegt daneben. Jaschas Augen fangen zu brennen an, sein Magen ist leer wie noch nie. Er schaut in den offenen Marmeladentopf hinein. Es ist keine Marmelade darin, sondern Schmalz.

Jascha erwacht von einem durchdringenden Schrillen und knallt mit dem Kopf gegen ein Hindernis. Er hat keinen Raum nach oben und vor seinen Augen steht ein Nachttopf. Das Schrillen kommt von einem Telefon.

Er weiß sofort, wo er ist und dass er höchstens fünf Minuten geschlafen hat. Dabei hat er gar nicht einschlafen wollen.

Der Einarmige kommt hereingepoltert und nimmt das Telefon ab. Er horcht. Dann hört Jascha ihn antworten.

– »Klar passe ich auf. Aber in jeden Winkel der Stadt sehe ich nicht hinein. Soll ich den Turm sicherheitshalber wieder zusperren – ich hab ihn schon aufgemacht?«

– »Nicht? Aber nach der Schule kommen garantiert Kinder herauf, ein paar kommen immer. Und wenn der Judenbub sich mit ihnen einschleicht, wie soll ich wissen ...«

– »Ja, zu Befehl, ich kann ein Judenkind von einem deutschen Kind unterscheiden, schon am Stern.«

– »Schlupfwinkel im Turm? Kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. In der Kirche vielleicht, aber im Turm doch nicht!«

– »Ja, klar halte ich die Augen offen und mache sofort Meldung. Will nur zu bedenken geben, dass der Turm hoch ist und ich nicht gleichzeitig unten und oben sein kann.«

– »Einen zweiten Mann? Herrje, nein, das ist nicht nötig.«
– »Ja, mache ich. Ich kämme den Turm jetzt durch, jeden Fensterwinkel, und dazu brauche ich wirklich keinen zweiten Mann.«

Der Einarmige legt den Hörer auf die Gabel.

Jascha erkennt das Geräusch, denn er hat manchmal mit Vaters Telefon gespielt, obwohl es ihm verboten war. Seltsam, dass er das nicht vergessen hat. Den ganzen Schreibtisch sieht er plötzlich vor sich, der von Büchern und Schriften bedeckt war, zwischen denen er mit dem Finger nach dem glatten Lack der Schreibtischplatte suchte, wenn er hinaufgeklettert war.

Während seines vierten Lebensjahres war Vater ja so gut wie nie da und an vorher kann sich Jascha kaum erinnern, aber er weiß alles von Hermann. Sie haben Vater verboten, arische* Schriften zu drucken, nur noch jüdische waren ihm erlaubt, und Vater ist von da an oft in die Großstadt gefahren und hat sich mit anderen jüdischen Verlegern und Zeitungsleuten getroffen.

Er hat seinen kleinen Verlag geliebt und hat dann aber doch beschlossen, alles zu verkaufen und mit der Mutter, der Großmutter, Hermann und Jascha auszureisen. Er musste nur noch einen Käufer finden, der ihm so viel Geld für das Haus und den Verlag geben würde, dass sie genug zum Ausreisen und zum neuen Anfang in der Fremde haben würden.

Das zog sich hin und die Dinge wurden täglich schlimmer, hat Hermann gesagt, und dann hat er seine Stimme ganz fest und hart gemacht für das, was immer als Nächstes kam. Wenn du weinst, Jascha, hat er mit seiner festen Stimme gesagt, erzähle ich es dir nie wieder. Wenn deine Augen klar und tro-

cken bleiben, erzähle ich es dir alle Tage. Ich habe dich und du hast mich, sonst keinen, seit Großmutter gestorben ist, sie ist vor Schmerz gestorben, aber wir beide sterben nicht vor Schmerz, wir leben, denn das ist alles, was wir tun können. Wir müssen wissen, was war, was geschehen ist, es ist für uns beide wichtig, denn wir sind die Söhne von Max und Fanny Rosen.

Jascha versucht, sich Max und Fanny Rosen vorzustellen, aber das ist schwer – während der Schreibtisch beim Klicken der Telefongabel plötzlich da war, von ganz allein.

Auch Grete kann er sich vorstellen, die wohnt ja um die Ecke, und er hat sie in den letzten Jahren oft mit ihrer Einkaufstasche in der Straße gesehen. Weil sie arisch ist, hat Vater ihr damals kündigen müssen. Sie hat Jascha auf dem Arm gehabt, sie hat ihn mit ihren Tränen nass gemacht, bevor sie ging. Ob er sich daran erinnert oder ob man es ihm nur erzählt hat – er weiß es nicht.

An Hermann erinnert er sich immer. Obwohl der schon ewig fort ist und Jascha unsichtbar bleiben muss, bis er ihn wieder sieht. Bei Hermann könnte es sein, dass Jaschas Augen feucht werden, das wäre gut möglich, und es ist ihm oft passiert, wenn er auf den Speicher geschlichen ist, weg von Hanni, Else und Adolf und vom Schreien des kleinen Sigi, wenn er ganz allein auf dem Speicher war und sich durch eins der Löcher im Dach die anderen Dächer, den Himmel und den Turm angesehen hat. Dann konnte es sein, dass plötzlich alles verschwommen war, so sehr hat er sich gewünscht, dass Hermann ihn holt oder dass er selbst dorthin kommt, wo Hermann ist, die Adressen hat er ja alle im Kopf.



Irma Krauß

Ein Versteck im Himmel

Taschenbuch, Broschur, 160 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-22237-9

cbj

Erscheinungstermin: April 2011

Ein zutiefst berührendes Buch zum Thema Judenverfolgung

Jascha rennt, die Verfolger sind ihm auf den Fersen, ein Schuss peitscht und trifft die Hauswand

...
Es ist ein Aprilmorgen im Jahr 1942. Gemeinsam mit den letzten jüdischen Bewohnern der kleinen Stadt hat man Jascha Rosen zum Bahnhof getrieben. Aber Jascha flieht – halsbrecherisch – in die Kirche und auf den hohen Kirchturm. Er muss durchhalten, er muss überleben, das hat er seinem großen Bruder Hermann versprochen. Aber wie soll ein 10-jähriger Junge überleben, wenn alle anderen ihn jagen? In einem Versteck, das es gar nicht geben dürfte, zwischen den Wolken und der Erde – in einem Versteck im Himmel?